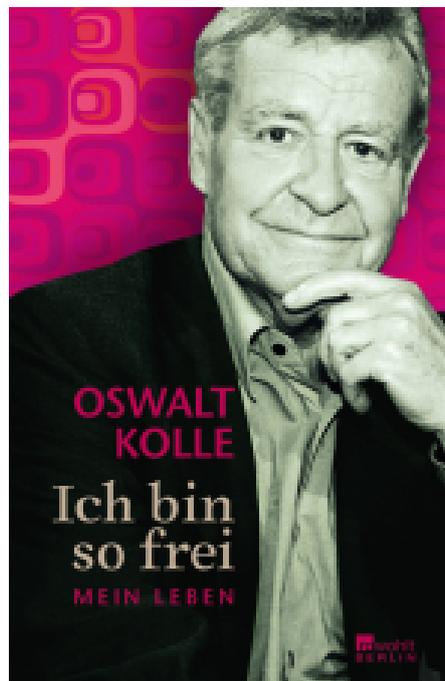


Leseprobe aus:

Oswalt Kolle

Ich bin so frei



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Von Kiel nach Frankfurt

Noch heute, nach fünfundsiebzig Jahren, spüre ich den Schrecken, wenn ich an diese Nacht in Kiel denke. In unserem Kinderzimmer geht das Licht an und reißt mich aus dem Schlaf. Draußen ist es stockfinster, in der Ferne das Gebrüll von Männerstimmen. Meine Mutter streicht mir zärtlich über das Gesicht, dann muss alles ganz schnell gehen. Sie zieht mir den Schlafanzug aus, und zum ersten Mal, solange ich denken kann, streift sie mir, ohne mich vorher gewaschen zu haben, Pullover, Hose und Schuhe über. Und meinen Kindermantel. 7

Mutter spricht kaum ein Wort, eilt kurz zu meinem achtjährigen Bruder Peter, der sich selber hastig ankleidet, dann wieder zu mir zurück. «Schnell, Kinder, schnell.» Sie ist so aufgeregt, wie ich sie noch nie erlebt habe. Vor Angst bringe ich keinen Ton heraus.

Nach wenigen Minuten sitzen wir im Auto meines Vaters, dem offenen BMW. Viele herrliche Sonntagsausflüge an die Ostsee haben wir mit ihm unternommen, doch jetzt soll er uns woandershin bringen, das ahne ich.

Als mein Vater Gas gibt, sind die johrenden Männer schon ganz nah. Sie laufen hinter uns her, recken drohend die Fäuste in die Luft, bleiben allmählich zurück, während das Auto immer schneller fährt.

Schweigend sitzt mein Vater hinterm Steuer. Meine Mutter hält mich im Arm, und ich spüre, wie sie am gan-

zen Körper zittert. Peter kauert sich mit weit aufgerissenen Augen in das Polster des Wagens. Als wir die Stadt hinter uns gelassen haben, fragt er die Eltern: «Wo fahren wir denn hin?»

«Zu Opa Wilhelm nach Frankfurt», sagt die Mutter.

- 8** Zu Opa Wilhelm. Das beruhigt mich etwas. Dann kann ja alles nicht so schlimm sein. Den Rest der Reise schlafe ich in Mutters Armen.

So endet jäh meine glückliche Kindheit in Kiel. Wäre er nur eine Stunde später gewarnt worden – die Nazis hätten meinen Vater, den Psychiater Kurt Kolle, festgenommen und eingesperrt.

Vor kurzem stieß ich auf eine Liste mit «bedeutenden Söhnen der Stadt Kiel». Darin war auch ich aufgeführt: «Oswald Kolle, geboren am 2. Oktober 1928, Journalist, Schriftsteller, Filmemacher, Vorkämpfer der sexuellen Revolution.»

Ich kann die Kieler von heute nicht dafür anklagen, was in der Märznacht 1933 geschah. Aber wenn ich an die tiefe Demütigung meines Vaters denke, spüre ich noch immer Beklemmung. Mir fällt es schwer, mich als Sohn der Stadt Kiel zu fühlen. Und dennoch – ich denke gern an meine Kindheit in dieser Stadt zurück. Nicht nur, weil ich sie bis zu jener Nacht als sehr glücklich in Erinnerung habe. Sondern auch deshalb, weil sich im Rückblick auf achtzig Jahre mehr und mehr die Gewissheit einstellt, dass alles, selbst die schlimmen Momente, seinen Platz in diesem Leben hat.

Butz und der Weihnachtsmann

Meine Mutter war eine sensible Frau mit einem Hang zur Romantik. Sie hat wunderbare Gedichte geschrieben, wenn auch nur zum Privatgebrauch, und seit ihrem achten 9 Lebensjahr führte sie minutiös Tagebuch. Für mich legte sie ein spezielles Diarium mit dem Titel «Oswalt Kolle» an, und sogar in den Kriegstagen fand sie fast täglich eine Viertelstunde Zeit, ihre Erlebnisse und Erfahrungen mit mir festzuhalten.

Das auf 109 Seiten mit dem Füllfederhalter eng beschriebene Büchlein in seinem blauen, abgegriffenen Leinenumschlag, das 1944 endet, vier Jahre nach der Geburt meines Nachzügler-Bruders Gert, befindet sich heute in meinem Besitz. Kurz vor ihrem Tod im Jahr 1967 hat meine Mutter es mir geschenkt. Es gehört zu meinen kostbarsten Schätzen.

Unser Hausmädchen Pepita, die mich schon deshalb heiß und innig liebte, weil ich an ihrem Geburtstag auf die Welt gekommen war, nannte mich «Butz», und so wurde ich auch in der Familie gerufen. «Butz», notiert meine Mutter, als ich zwei Jahre alt bin, «ist ebenso heftig, wie er zärtlich ist, und ungeheuer selbstherrlich.» Prophetische Worte! Mein Aussehen beschreibt sie so: «Er hat strohblondes dickes Haar – ein drolliger Gegensatz zu den dunklen Augen.»

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört die Weihnachtsfeier in der Großen Aula der Klinik, in der mein Vater arbeitete. 1932 war das, ich war gerade vier und sollte

ein Weihnachtsgedicht aufsagen. Ich meinte mich später zu entsinnen, dass ich es nur bis zur ersten Zeile schaffte («Lieber guter Weihnachtsmann»), zögerte, stockte und dann – zum Entzücken der Ärzte und ihrer Gattinnen, der Angehörigen, Schwestern und Patienten – ausrief: «Den
10 Rest weiß Mutti.» Großer Beifall. Mein erster Publikums-erfolg!

Doch als ich jetzt das Tagebuch wiedergelesen habe, musste ich entdecken, dass die Mutti das Geschehen etwas anders protokolliert hat. Nach der Vorbemerkung «Oswalt sieht reizend aus in seiner weißen Bluse» schreibt sie weiter, ich hätte artig alle vier Zeilen aufgesagt, nur die Verbeugung zum Schluss nicht mehr hinbekommen und sei «mit zwei großen Sätzen auf Papas Schoß geflüchtet».

So also hat er ausgesehen, mein erster öffentlicher Auftritt – von der Bühne getürmt. Das ist mir zum Glück nie wieder passiert.

Sehr intensive Gefühle kehren wieder, wenn ich an meine frühen Jahre in Kiel denke: unendlicher Kummer, als Peter eingeschult wird und mich allein zu Hause zurücklässt; freudiges Entzücken, wenn der Vater einen Löwen imitiert; Aufregung und Neugier, als er uns alle einlädt, vor dem Haus das neue Auto zu besichtigen; Jähzorn, wenn mir ein Wunsch verweigert wird – ich brülle, stampfe mit den Füßen, trommle mit meinen Fäusten auf die Tischplatte. «Oswalt tyrannisiert das ganze Haus», schreibt meine Mutter. Schließlich Überwältigung, als ich in Schilksee zum ersten Mal das Meer sehe, und nie gekannte Glückseligkeit, als ich mit Freudenschreien hineinlaufe.

Von dem politischen Unheil, das sich wie überall in



Mit Mutter und Bruder Peter (links), um 1931

Deutschland auch über Kiel zusammenbraute, bekamen wir Kinder kaum etwas mit. Auch wenn die Zeichen nicht zu übersehen waren.

Wir lebten in einer kleinen Neubauwohnung in der Es-marchstraße. Neben uns wohnte ein Professor mit Frau und Tochter. Eines Tages, 1932, kam Duschka nicht raus zum Spielen. Das Haus war leer. Die Leute waren weg, buchstäblich über Nacht! Ich war traurig und verstand nicht, was geschehen war. Meine Eltern sagten nur: «Sie sind woandershin gezogen.» Nach dem Krieg habe ich Duschka in Frankfurt wiedergetroffen, in der Uniform eines Leutnants der US-Armee. Sie seien damals gerade noch rechtzeitig rausgekommen, erzählte sie, und nach Amerika gegangen.

Unsere Nachbarn waren Juden.

Wie gefährlich die Lage bereits war, kann ich auch daran ermessen, dass sich im Tagebuch meiner Mutter kein einziger Eintrag dazu findet. Sie muss Angst gehabt haben, die täglich wachsende Gefahr, die unserer Familie drohte, **12** in Worte zu fassen. Bei einer Hausdurchsuchung hätten solche Aufzeichnungen verheerende Folgen haben können.

Längst war der Nervenarzt Kurt Kolle, linker Gesinnung und linker Verbindungen verdächtig, im Visier der Nazis. Sie hatten die Flinte schon angelegt.

Mein Vater, Sohn des Frankfurter Bakteriologen Wilhelm Kolle, war seit 1926 Oberarzt in der Kieler Universitätsklinik für Psychiatrie. Als ich geboren wurde, war er dreißig. Er hatte in Fachkreisen bereits einen weit über Norddeutschland hinausreichenden Ruf. Seine Lehranalyse hatte er bei C.G. Jung in Zürich gemacht, dem neben Freud bedeutendsten Psychoanalytiker der Zeit. Kurt Kolle galt als große Hoffnung seiner Disziplin, über die er später ein bis heute gültiges Lehrbuch vorlegen sollte.

In den frühen zwanziger Jahren hatte ihn seine erste Assistentenstelle in die Landesirrenanstalt Sachsenberg bei Schwerin geführt. Der Leiter der Anstalt, Obermedizinalrat Felix Matusch, war als Irrenarzt (so lautete damals noch die offizielle Berufsbezeichnung) eine internationale Koryphäe und stand im Ruf besonderer Fortschrittlichkeit. So hatte er, was als revolutionär empfunden wurde, als Erster die Zwangsjacken für Geisteskranke abgeschafft. Seine schizophrenen Patienten ließ er ungefesselt im Klinikpark am Schweriner See arbeiten und herumlaufen. Für viele

konservative Fachkollegen war dies, wenn nicht eine Provokation, so doch ein gefährliches Wagnis.

Für Kurt Kolle wiederum, der sein Leben lang selber ein unbequemer, unangepasster und dem Fortschritt verpflichteter Mediziner sein sollte, war die Arbeit mit Matusch eine inspirierende und prägende Zeit – nicht nur in beruflicher Hinsicht. **13**

Matusch hatte vier Töchter, darunter die bildhübsche Hilde, die sich vor Verehrern kaum retten konnte. Erhört hat sie nur einen: Kurt Kolle, ihre große Liebe. 1924 heirateten sie, ein Jahr später wurde mein Bruder Peter geboren.

Dass die Nationalsozialisten meinen Vater ablehnten, war nicht anders zu erwarten. Als junger Mann war er Mitglied im Marxistischen Studentenbund gewesen. Er pflegte einen intensiven Briefwechsel mit Karl Jaspers in Heidelberg, der ihn als eine Art Ziehsohn betrachtete. Der berühmte Psychiater und Philosoph war wissenschaftlich unantastbar, aber politisch hochverdächtig. Einige Jahre später wurde er wegen der beharrlichen Weigerung, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen, von der Universität vertrieben und in den Ruhestand geschickt.

Mit Abscheu und Verachtung verfolgte mein Vater nicht nur, wie der braune Pöbel sich selbst an der Universität breitmachte, er sprach auch ungeniert darüber. Schweigen, Wegsehen, Anpassen – diese Eigenschaften hatte man ihm nicht in die Wiege gelegt.

Sein Leben lang hat sich Kurt Kolle nicht den Mund verbieten lassen. Sein cholерischer Charakter, den ich von ihm geerbt habe, war ebenso gefürchtet wie seine beißende

Ironie. Freilich konnte er sich, wenn der Zorn verraucht war, ganz schnell wieder in den fürsorglichen Ehemann, Vater, Chef oder Arzt verwandeln.

14 Doch in Bezug auf die Nazis verrauchte sein Zorn eben nicht. Er sah die Katastrophe kommen, er beobachtete, wie SA-Männer und andere Aktivisten im Dienste des bevorstehenden Terrors die Studenten aufwiegelten. Mit seiner Verachtung hielt er nicht hinter dem Berg. Jahre später hat er uns eine Episode aus dem Krankenhaus erzählt, die

typisch für ihn ist.

Der Oberarzt Kolle marschiert mit seinem Gefolge durch den Wartesaal der Psychiatrie und sieht einen Patienten, der in die Lektüre des «Völkischen Beobachters» vertieft ist. Er bleibt stehen, betrachtet den Mann und sagt laut und vernehmlich: «Wer dieses Blatt liest, kann nur ein Paralytiker sein.» Einige aus seiner Entourage lachen, andere schweigen betreten. Ein nazitreuer



Kurt Kolle, 1932

Assistent hat das Ganze aufgeschrieben und den Spötter bei der Partei denunziert.

Nach dem Krieg bat eben dieser Denunziant meinen Vater, ihm zu bescheinigen, dass er immer gegen die Nazis gewesen sei. Natürlich vergebens.

Um den Jahreswechsel 1932/33, noch kurz vor der Machtergreifung Hitlers, erschien in den «Kieler Nachrichten» ein Schmähartikel, böse, gehässig, demagogisch: Der Arzt Kurt Kolle sei an der Klinik und im Universitätsbetrieb nicht mehr zu dulden. Das Machwerk gipfelte in der Forderung: «Hinaus mit diesem Mann!»

Wer weiß, was passiert wäre, hätte es nicht den befreundeten Kriminaldirektor von Behr gegeben, Nazigegner auch er, dessen Tage im Polizeidienst schon gezählt waren. Eines Abends warnte er meinen Vater: «Es gibt Schwierigkeiten heute Nacht. Die SA-Leute wollen dich aus der Wohnung holen.»

Unter dem Datum des 30. März schreibt meine Mutter nur einen Satz ins Tagebuch: «Wir verlassen sehr unerwartet Kiel.»

Geheimrat Kolle

In Frankfurt wartete ein neues Leben auf uns. Mein Großvater Wilhelm, ein in meinen Augen unermesslich reicher Mann, wohnte mit seiner Frau Alwine in einem vornehmen alten Bürgerhaus im Westend, Schumannstraße 13.

Was für ein Unterschied zu unserer kleinen Kieler Neubauwohnung! Wir bekamen drei Zimmer auf dem Dachboden.

16 Ich kannte die Großeltern schon von diversen Familienbesuchen. Meine Großmutter, Tochter einer Französin und des Berliner Publizisten Bernhard Brigl, von dem der legendäre und bis heute gültige Satz «Politik verdirbt den Charakter» stammt, verbrachte die meiste Zeit in ihrem Zimmer.

Sie litt an einer schweren Depression, die sich rapide verschlimmert hatte, seit zwei Jahre zuvor ihr zweiter Sohn mit nur zweiunddreißig Jahren an einem angeborenen Herzleiden gestorben war: mein Onkel Helmut, den ich in Kiel nur selten gesehen hatte und dessen alte Knickerbocker und Jacken ich auftragen musste. Immer wenn ich bei Oma Alwine vorbeikam, schenkte sie mir Wiebert-Lakritze und sagte: «Junge, ich will tot sein, hilf mir doch beim Sterben!»

1934 hat meine Großmutter dann ihrem Leiden selbst ein Ende gesetzt und sich das Leben genommen. Sie wartete, bis ihr Sohn und seine Familie aus dem Haus waren, zur Sommerfrische am Bodensee. Dort erhielten wir die Nachricht und fuhren sofort nach Frankfurt zurück. Nach der Einäscherung hörte meine Mutter, wie ich abends in unserem Zimmer zu Peter sagte: «Die Omi ist ja nun tot, da braucht sie nicht mehr getötet werden.»

Vor dem Großvater hatte ich gewaltigen Respekt und immer auch ein bisschen Angst. Ein kleiner Mann, der den Mangel an Körpergröße mit lautem, herrischem Auftreten kompensierte und keine Widerrede duldete. Kindern ge-

genüber hielt er es mit dem Satz, der dem Prince of Wales zugeschrieben wurde: «Ich habe nichts gegen sie, solange sie den Pferden nicht lästig werden.»

Wenn Professor Wilhelm Kollé in seinem offenen Mercedes mit Kompressor («der Wagen des Kaisers») durch Frankfurt fuhr – am Steuer sein ihm treu ergebener Chauffeur, ein strammer Nazi namens Hermann –, regte er sich immer fürchterlich über Leute auf, die auf der falschen Straßenseite spazierten. Hermann musste dann langsamer fahren oder sogar anhalten, und mein Großvater brüllte zu ihnen hinüber: «Gehen Sie gefälligst auf der richtigen Seite!»

Für solche Eskapaden war er bekannt in Frankfurt, aber da er ein so bedeutender Wissenschaftler war, nahm man sie ihm nicht übel, sondern schmunzelte eher über den exzentrischen, selbstherrlichen Alten, der den Titel eines Geheimrats trug und mit «Exzellenz» angesprochen wurde.

Es regte sich auch niemand darüber auf, dass der Geheimrat Kollé eine Geliebte hatte: Galanta. Weil die Oma ja bettlägerig war und das Haus nie verließ, war es auch für meinen Bruder Peter und mich ganz selbstverständlich, dass Galanta mitkam und den Proviantkorb auspackte, wenn die Familie auf die Jagd oder zum Picknick ging. Außerdem war sie Peters Patentante, gehörte also ohnehin fast zur Familie. Sie ist mir nicht nur als auffallend schöne und zu uns Kindern liebevolle Frau in Erinnerung, sondern auch als ein Mensch, der meinem Vater, als der Großvater schon lange tot war, in seinem Existenzkampf in unnachahmlicher Weise geholfen hat.

Natürlich aber hatte sich die Bedrohung in der neuen



Die Brüder mit Großvater Wilhelm, 1932

Umgebung nicht in Luft aufgelöst. Wie überall im Land wüteten die neuen Machthaber auch am Main. Wie überall gingen sie auch hier täglich ihre schwarzen Listen durch, vertrieben Politiker, Unternehmer, Wissenschaftler, Ärzte, Rechtsanwälte, Filmregisseure, Schriftsteller, Journalisten aus ihren Ämtern und Stellungen, zerrten sie nachts aus den Wohnungen, ließen sie zusammenschlagen, schleppten sie in die Gefängnisse. Auf einer dieser Listen stand auch der Name Kurt Kollé.